

Die Zweite Welt

Nr. 23

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Törres war im Nu zur Thür hinaus; das war der Dede von gestern, sein Feind. Er stürzte zum Laden hinaus und holte nicht fröhlicher Athem, als bis er ganz hinunter in die schmale Gasse bei Cornelius Knudsen gekommen war, wo es einsam und dunkel war.

Jetzt war es fast vorbei mit seinem Muth, und der Tag war gleich zu Ende. Obdach für Geld in der theuren Stadt zu suchen, sollte sein letzter Ausweg sein. Er war so fest entschlossen gewesen, sofort etwas für sich zu finden, wenn es auch noch so wenig wäre. Ob er wieder hinunter zu dem Krämer gehen sollte?

Ein paar Mal ging er auf und ab, während er an den dicken Mann dachte, der also der reiche Brandt war. Das konnte lange dauern, ehe er an solch' Einem seine Rache nehmen konnte; und inzwischen stand er da und stierte in Knudsen's Schaufenster.

Plötzlich faßte er Muth, ging die Stufen hinauf und trat ein.

Drinnen in Knudsen's langgestrecktem Laden war es nicht so hell, auch nicht so belebt wie bei Brandt. Törres wollte sein Anliegen einer niedlichen kleinen Dame hinter dem Tische anvertrauen. Aber indem kam ein kleiner, zierlicher Mann, den Törres für den Herrn im Hause hielt. Er trug einen groß-sarcirten Anzug, hohe Vatermörder, spitzen, dunklen Bart, glatt nach vorn gekämmtes, dünnes Haar.

Törres betrachtete ihn ehrerbietig und sagte seinen Spruch auf: ob hier Platz für einen Jungen wäre. „Was für einen Jungen?“ fragte der feine Herr.

„Ladenjunge,“ antwortete Törres. „Sieht am ehesten nach Hausknecht aus,“ sagte der feine Herr, ging um Törres herum und musterte ihn. Die kleine Dame fand das schrecklich lächerlich. Aber Törres ließ seine Augen über all diese Waarenmassen herumgehen; für wieviel Geld hier wohl liegen mochte?

Der feine Herr setzte — zunächst um den Damen eine Freude zu machen — sein Examen mit dem langen Bauernjungen fort.

„Wie ist Ihr Name,“ fragte er, sein Glas aufsehend.

„Törres Schurzwall.“

Die junge Dame bekam einen Anfall und mußte in einem Winkel ihre Nase putzen.

„Ein wohlklingender Name,“ sagte der feine Herr; „und in welcher Branche haben Sie am meisten Lust zu arbeiten?“

Das verstand Törres nicht; aber er antwortete trotzdem: „Ich will verkaufen.“

„Verkaufen, ja das ist gerade die Kunst,“ sagte

der feine Herr halb zu sich selbst; „Sie können hier etwas warten.“

Herr Anton Jessen war der Geschäftsführer des Hauses und hatte gleichsam die Leitung für Wittve Knudsen; man sagte in der Stadt, die Zwei würden gewiß noch ein Paar. Er ging die paar Stufen hinauf, die zum Comptoir führten, wo Frau Knudsen selbst am Pulte saß, wie sie es schon zu ihres Mannes Lebzeiten gethan hatte. Herr Jessen bat sie, in den Laden herunter zu kommen, um einen jungen Menschen in Augenschein zu nehmen, der gern Ladenjunge werden wollte.

Frau Knudsen stieg herunter, und während sie that, als hätte sie etwas Anderes zu thun, beobachtete sie heimlich Törres. Der stand noch da und gaffte sich um, in seine Berechnungen vertieft, ohne zu ahnen, wer die Dame wäre, die an ihn vorüber strich. Der Frau schien er wie ein gewöhnlicher Bauernbursche auszufehen. Er gefiel ihr im Grunde nicht, und das wollte sie eben Herrn Jessen sagen.

Aber während sie wieder vorbei kam, sah Törres zufällig nach ihr hin, und da er sofort verstand, daß diese Dame eine wichtige Person im Hause wäre, streckte er ihr die Hand hin und sagte Guten Tag.

Frau Knudsen lächelte halb unwillig; doch mußte sie ihm die Hand geben, da sie so nahe beieinander waren. Törres, der nie etwas Anderes gefannt hatte, als harte Arbeitsfäuste, wurde so benommen von der weichen, kleinen Hand, daß er sie emporhob, um sie anzusehen.

„Nein, so etwas habe ich bis jetzt noch nie gesehen,“ sagte er bewundernd, indem er ihr in's Gesicht sah.

Frau Knudsen wurde roth und zog ihre Hand zurück. Aber sie konnte ja doch über diesen treuherzigen Bauernburschen nicht böse werden.

„Glauben Sie, er taugt zu etwas, Herr Jessen?“

„Er müßte freilich dreßirt werden.“

„Jedenfalls ist es ein treuherziges junges Menschenkind,“ meinte Frau Knudsen.

„Das ist er,“ sagte Herr Jessen und lächelte. Und so wurde Törres vorläufig angenommen als Bursche für den Laden oder das Lager, je nachdem.

III.

Gustav Krüger war als junger Kandidat in die Stadt gekommen, um als Referendar beim Stadtvogt zu arbeiten. Aber statt dessen hatte er die beste Partie in der Stadt gemacht, indem er sich mit der Tochter des reichen Brandt am Markte verlobte und verheirathete.

Er war eine begabte und heitere Natur, der es anfänglich ziemlich leicht gefallen war, sich in die stille, unsichere Kleinstadtdame mit dem vielen Gelde

zu verlieben. Und er bedachte sich keinen Augenblick alle seine anderen Pläne aufzugeben, als ihm der alte Brandt vorschlug, in's Geschäft einzutreten. Er machte sich auch nichts aus den Prophezeiungen seiner Freunde, daß er als Fremder in der kleinen Stadt nicht anhalten würde. Gustav Krüger meinte im Gegentheil, daß er etwas Leben in die Stadt bringen, sie ein bißchen zu freieren Anschauungen und leichterem Geselligkeit emporheben würde.

Dafür hatte er über zwanzig Jahre gekämpft, von Niederlage zu Niederlage, bis auch er und sein Humor geknickt waren, und das Alltagsleben sein Leben verbittert hatte, so daß er allenfalls in die kleine, bittere Stadt passen konnte.

Seine Frau war nämlich Vollblut gewesen; angewachsen als Tochter des reichen Mannes und festgewachsen mit jeder Faser in dem sauren Erdboden, setzte sie in Allem ihrem Manne, der nach fremder Freude oder fremder Kultur roch, einen stillen und gottergebenen Troß entgegen. Das sanftmüthige Wesen, mit welchem Gustav Krüger sich verlobt hatte, hatte im Grunde nur eine Periode der Schwachheit gehabt, als sie sich in den schmucken, weltlichen Referendar verliebte. Aber sobald sie ihn bekommen hatte, that sie kräftig Buße und sparte keine Anstrengung, ihn zur Gefolgschaft heran zu bekommen. Die Ehe ging darum von Anfang an nicht ganz glatt, bis es mit den Jahren dazu kam, daß der Mann in den Klub und in Gesellschaften ging, während die Frau zu Hause saß und ihre Seele und ihre vielen Schwächen pflegte.

So war es lange Zeiten still und dunkel gewesen in den großen Stuben bei Brandt auf dem Markte, und der Staub legte sich über Kronleuchter und alte schwere Mahagonimöbel, bis die Frau vor ein paar Jahren starb und unter großer Theilnahme als ein Weib, wie wenige in der Gemeinde, begraben wurde.

Ihr einziges Kind, Julie, war beim Tode der Mutter ein erwachsenes Mädchen — blaß und fein, mit dünnem Blut und röthlichem Haar. Während ihrer ganzen Jugend zog es sie mehr zur Mutter, deren Trübsal und religiöse Herbitheit gut zur Langweile der Schule paßten.

Aber später sah es so aus, als ob des Vaters Natur mehr und mehr in ihr durchbräche. Sie kam aus einem ausländischen Pensionat als eine fröhliche und muthige junge Dame nach Hause, zum großen Kummer für den weitläufigen Freundinnenkreis ihrer Mutter, der immer solch' große Hoffnungen auf die herbe kleine Julie, die so früh ernsthaft wurde, gesetzt hatte.

Dazu kam, daß Julie eine Freundin in einer jungen Frau gewann, welche inzwischen in die Stadt

gekommen war, eine Freundin, welche Julie sofort von den bekümmerten Damen trennte.

Frau Steiner war ganz jung mit einem reichen Großhändler in Christiania verheirathet worden; aber da sie schon sehr bald dahinter kam, daß ihr Mann gut um Dinge Bescheid wußte, zu denen ihr die volle Freiheit fehlte, so hielt sie sich für betrogen und beschloß, sich aufzuopfern, um die gekränkte Weiblichkeit zu retten, damit wenigstens ein Mann für die Unstittlichkeit der Männer gestraft würde.

Nach einjähriger, hartnäckiger Aufopferung brachte sie ihren Mann so weit, daß er mit Leichtigkeit sich der Scheidung fügte, und jetzt lebte sie, reichlich unterhalten — ihrer Kunst. Es zeigte sich nämlich, daß sie großes Talent zur Malerei hatte, während sie, ohne sich zu überlegen, auf einen sittlichen Mann wartete, um sich mit ihm zu verheirathen, am liebsten einen Künstler.

Als Julie Krüger aus dem Auslande heim kam, wurde sie sofort auf Frau Steiner aufmerksam, die einzige Dame in der Stadt, wie ihr schien, die europäischen Schnitt hatte. Sie wurden bekannt und schnell unzertrennliche Freundinnen. Julie ging zu ihr und lernte malen — sie hatte nämlich auch Talent, aber nicht so großes, wie Frau Steiner, und zum Entgelt öffnete das Krüger'sche Haus sich der schönen Frau aus der Hauptstadt, während die Stadt sie sonst mit unvermishtem Aerger angesehen hatte.

Aber Gustav Krüger nahm sie jetzt freudig auf, da er nach dem Tode seiner Frau Thüren und Fenster wieder aufgemacht hatte; sie war gerade eine Dame nach seinem Sinne, munter und furchtlos, eine Dame, mit welcher man über alles Mögliche sprechen konnte, in hohem Grade einnehmend und doch sicher den Männern gegenüber, wie Eine, die Alles durchgemacht hatte und Bescheid wußte.

Allein Tante Sophie, Krüger's ältere Schwester, die war die Einzige im Hause, welche die schöne, geschiedene Frau nicht leiden konnte.

„Es ist nicht darum,“ sagte Tante Sophie, „daß sie so frei darin ist, und überall das Unanständigste so geradezu redet, wie wenn es kein —“

„Ja aber, scheint es Ihnen nicht oft, daß es etwas weit geht?“ fragte Frau Knudsen vorsichtig und erröthete, was sie sehr leicht that.

„Gewiß nicht, garnicht!“ rief Tante Sophie und richtete ihren vollen Oberkörper in die Höhe, „es ist gerade gut, daß man über die Dinge spricht, da haben Alle Nutzen davon, und die jungen Mädchen nicht zum wenigsten.“

„Glauben Sie wirklich, Julie thut es gut?“

„Um der Sache willen kann sie gut mit Frau Steiner verkehren; aber was mich ärgert,“ sagte Tante Sophie und beugte sich mit ihrer Arbeit vornüber, „das ist die Miene der Erfahrung, die sie sich giebt, als kenne sie alle Mysterien der Liebe und der Ehe.“

„Ja, sie war aber ja verheirathet.“

„Phü!“ blies Tante Sophie mit großem Hohne, „darüber ist gerade zu reden. Sie verheirathet! Nein, dagegen eine Dame wie Sie, obgleich ja Ihr Mann so viel älter war.“ —

Frau Knudsen fing wieder an roth zu werden, aber zum Glück kam ein Mädchen in die Thür und bat Fräulein Sophie, in die Küche hinaus zu kommen.

In der Stube waren Lampen und Lichter angezündet, als ob man mehrere Fremde erwartete. Frau Knudsen saß ruhig und ernst bei ihrer Handarbeit; sie war im Krüger'schen Hause ganz wie zu Hause. Zwischen den beiden Nachbargeschäften hatte nie irgendwelche Konkurrenz bestanden, obgleich sie nach und nach dazu kamen, ungefähr dieselben Waaren zu führen. Aber Cornelius Knudsen hatte beim alten Brandt angefangen und sich mit seiner Hilfe etablirt, da Brandt's Geschäft mehr zu Modewaaren und Luxusartikeln überging. Und nach vieljähriger Arbeit hatte jedes Haus so ziemlich seinen Kundenkreis. Brandt's Geschäft war das alte, feine, und Cornelius Knudsen wurde Der, der für die kleinen Leute alles Mögliche zu verkaufen hatte.

Darum war es Gustav Krüger gewesen, der Alles für die junge Wittive ordnete, als Knudsen starb. Er fuhr fort, seinen Namen auf ihre Wechsel und

Geschäftspapiere zu setzen und half ihr jedes Jahr bei der Bilanz. Die Leute in der Stadt, welche nicht glaubten, daß Frau Knudsen den kleinen Herrn Jessen haben wollte, waren überzeugt, daß sie als Frau Krüger enden würde, denn Alle waren einig, daß eine so hübsche und wohlhabende Wittive sich wieder verheirathen wollte und müßte.

Und als Krüger in seine Stube eintrat und sie so traulich im Lampenlichte an seinem eigenen Tische sitzen saß, sagte er, ohne sich zu bedenken — wie es seine Gewohnheit war:

„Das endet damit, daß das Ihr Platz für's Leben wird, Frau Knudsen; Sie glauben garnicht, wie gut Sie sich annehmen.“

Sie wußte nicht, wo sie mit ihrem Gesicht hin sollte, während sie erklärte, daß Tante Sophie gerade hinausgegangen wäre. Und ihm wurde es seinerseits etwas heiß um die Ohren; aber er schüttelte das schnell mit einem Spas ab, wie er es im Verkehr mit der jungen Wittive pflegte. Und sie saßen still und plauderten ungezwungen, bis Julie heimkam mit ihrer Freundin Frau Steiner und Jolla Blum, die sie gerade vor dem Hause getroffen hatte.

Kurz darauf kam auch Oberlehrer Hammer, um mit Krüger Schach zu spielen; aber es wurde nichts daraus. Denn einen Augenblick später war die ganze Gesellschaft in das Tagesgespräch über die große Tagesfrage verwickelt.

„Es ist bewiesen,“ rief Frau Steiner und lehnte ihren schlanken Oberkörper in der engen Jerseytaillie im Lehnhuhle zurück, „es ist bewiesen, daß die Untreue der Männer am schlimmsten für sie selbst ist.“

„So?“ antwortete der Oberlehrer und setzte ein höchst bedenkliches Gesicht auf. Es war ein etwas wunderlicher, eingestaubter Herr mit einem Paar großer Augen, aus denen Niemand klug wurde.

„Es ist ganz sicher, daß die Unmäßigkeit der Männerwelt sie in kurzer Zeit ganz zerstören wird, ganz — vollständig.“

Sie sprach in dem belehrenden sicheren Christiania-tone, der jede Bemerkung zur Unwidersprechlichkeit emporhob.

„Wer hat das bewiesen, gnädige Frau?“

„Die Statistik.“

„Ah ha!“ sagte der Oberlehrer und fuhr sich über das Haar; „das wäre eine schlechte Autorität.“

„Die Liebe erträgt keine Herabwürdigung,“ sagte Julie gewichtig, wurde aber zugleich feuerroth im Gesicht.

„Die Liebe!“ antwortete ihr Vater; „Du meinst die Ehe, Kind.“

„Ja, das ist doch —,“ sie wollte sagen, das wäre dasselbe, aber sie hielt sich zurück und wurde noch verwirrt.

Aber Frau Steiner kam ihr sofort zu Hilfe:

„Wer würdigt die Ehe mehr herab, als die Männer?“

„Die Frauen,“ antwortete Gustav Krüger, und alle Anderen lachten, obgleich er behauptete, daß es Ernst wäre. Aber inzwischen ging man zu Tische, und das Gespräch ging in die Brüche oder wurde zur Sonderunterhaltung zwischen Zweien und Zweien, während gegessen wurde.

„So sind es die Frauen?“ rief plötzlich Frau Steiner, und fing wieder zu lachen an: „wenn Sie einmal ernsthaft reden wollten, Krüger!“

„Das ist Ernst, Frau Steiner.“

„Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß die Untreue der Weiber —“

„Wir sprachen von der Herabwürdigung der Liebe; und das thun viele Frauen, die garnicht an Untreue denken.“

„Ach, Sie reden mich um, Krüger!“ rief Frau Steiner und lachte; „Sie wissen gut, daß Sie Unrecht haben.“

„Ja, wenn man nur wüßte, wer da Recht hat,“ begann der Oberlehrer bedenklich.

„Glaub' mir, Professor!“ rief Krüger; „wenn die Frauen besser zu dem paßten, was ich die Festlichkeit der Liebe nenne, da würde in dieses Verhalten weder Gewohnheit noch Alltäglichkeit hineinkommen.“

Frau Steiner gefiel diese Wendung nicht, besonders da sie Tante Sophie's Augen fühlte; sie wendete sich rasch an den Oberlehrer:

„Nehmen Sie auch gegen die armen betrogenen Frauen Partei?“

„Gott bewahre mich davor, Partei zu ergreifen,“ antwortete der Oberlehrer; „ich weiß ja weder aus noch ein; aber was sagt Tante Sophie zu den Betrogenen?“

Frau Steiner flüsterte halblaut Julie zu: „Sollen wir uns noch von alten Jungfern Bescheid holen?“

Tante Sophie hatte das wohl verstanden und begann darum — den Kopf etwas erhebend, was bedeutete, daß sie den Kampf aufnahm:

„Ich will den vielen Hausfrauen, die kommen und über die Untreue der Männer klagen, nur dasselbe sagen, was Salomo zu jenem Manne sagte, der ihn fragte, was er thun sollte, um geliebt zu werden. Salomo antwortete nur das eine Wort: Liebe!“

„Ja, wenn wir nun Alle genug bekommen haben von Essen und Weisheit“ — sagte der Wirth und erhob sich vom Tische.

„Ja, mit dem Essen wäre es wohl genug, aber Gott bessere es mit unserer Weisheit!“ sagte der Oberlehrer und sah von Einem zum Anderen; es machte ihm Spaß, solche Unterhaltungen im Gange zu halten; „ist die Geschichte von Salomo auch ganz historisch?“

Tante Sophie war aber schon hinaus in die Küche gegangen, sehr zufrieden mit sich, und die jungen Damen steckten die Köpfe zusammen; die Weiden lachten über Jolla Blum, die Bescheid und Aufklärung haben wollte, um nichts von der gräßlichen Unterhaltung zu verlieren. Frau Knudsen setzte sich wieder an ihre Arbeit, während die Herren angingen, in der Ofenecke Schach zu spielen.

IV.

Vom ersten Tage an, den Törres bei Cornelius Knudsen war, bestahl er die Kasse.

Es waren nicht mehr als zehn Dere, welche er am Nachmittage zu sich steckte, während Herr Jessen das Gas anzündete.

Der ganze Tag war mit Arbeit und Unterweisung vergangen, und mehrmals war er mit einem Schein zum Wechseln an die Kasse geschickt worden. Und da hatte er die Silberlinge in der Schale zu nehmen gesehen und immer mehr Scheine in dem viereckigen Raume daneben.

Jedesmal, wenn er diesen Reichthum sah, war es ihm, als fühle er einen innerlichen Schmerz. Und wenn die junge Dame oder Herr Jessen selbst in der Kasse herumfuhren, das gewechselte Geld über den Tisch streuten, oder die kostbaren Scheine so achlos in die Kasse warfen, während sie sich mit den Kunden unterhielten, da stand Törres wie auf Kohlen. Wie leicht konnte es ihnen nicht passieren, daß sie zuviel herausgäben, wenn sie so gedankenlos dastanden, oder von dem Gelde verlorren, oder — und das war ihm das Unerträglichste — ob nicht Herr Jessen und Fräulein Thorsen möglicherweise etwas für sich bei Seite steckten?

Herr Jessen war den ganzen Vormittag ungeheuer witzig auf Kosten des neuen Bauernjungen zum großen Vergnügen für Fräulein Thorsen und den Laubfurschen Reinert. Doch das that Törres nicht weh; seine Witzbegier und die Schnelligkeit, mit welcher er Alles begriff, was man ihn lehrte, gaben keinen weiteren Anlaß zu Hohn, und außerdem war es im Laden voll.

Wenn zuviel Leute da waren, zog Herr Jessen an einem kleinen Glockenstrang, und Frau Knudsen kam aus dem Comptoir herab und half. Törres hielt sich ganz nahe zu ihr mit einer klozigen Ehrerbietung, auf die sie immerhin Werth legte. Herr Jessen meinte nämlich seinem Interesse am besten damit zu dienen, daß er der Stadt den Eindruck gab, als ob er und Frau Knudsen schon auf solchem Fuße miteinander ständen, daß er sich nicht zu genieren brauchte.

Den ganzen Tag ging Törres Frau Knudsen zur Hand und machte sich so nützlich, wie er konnte, indem er aus den Fächern herunter holte und wieder zusammenpackte; und sie lehrte ihn die Stücke zu behandeln und zurückzulegen, schräg in das Fach hinein, mit dem Stöße nach außen.

Die Sitte des Hauses war, daß Herr Jessen daheim bei seiner Mutter aß; wenn er zurückkam, aß Fräulein Thorsen mit Frau Knudsen, und dann sollte schließlich Törres sein Essen auf der Küchentafel bekommen.

Törres, welcher jede Pause zum Lernen benutzte, fragte, während Herr Jessen fort war, Fräulein Thorsen nach einer Menge von Dingen aus, und sie nahm sich freundlich seiner an. Man — d. h. sie und Herr Jessen — war nämlich bald darüber einig geworden, daß der neue Bauernburche nicht zu dem obersten Fenster zwischen die Spigen und seinen Damenartikel hinein paßte. Er taugte gerade dazu, Kaffee und Zucker an dem unteren Ende des Ladens abzuwägen, wo es halbdunkel und ärmlich war. Darum wies sie ihn auch mit Borkliebe hier unten zurecht.

Törres machte keine Einwendungen; er war zu benommen und zu fröhlich. Und wenn auch seine Art, sich liebenswürdig zu machen, einer feinen Städterin gegenüber, allzu grob war, so hatte er doch von Hause aus so guten Schick mit den Weibern, daß Fräulein Thorsen etwas Pikantes in seiner Nähe fühlte, während sie ihn in den Fächern und Schubladen zurechtwies, ihm die Preise erklärte und ihn messen und wägen lehrte.

Das Verhältnis zwischen ihr und Herrn Jessen war so, daß sie ihn im Stillen anbetete, während er sie seinerseits mit der äußersten Ueberlegenheit behandelte. Sie sah ja sehr wohl, wovon auch die ganze Stadt sprach, wie leicht es kommen könnte, daß der junge Herr Jessen als Geschäftsführer sich mit der Wittve verheirathete, und sie litt im Stillen, hoffte aber beständig. Ein Lächeln, ein kleines Liebeszeichen im Vorbeigehen oder auch nur ein Blick belebte ihre Hoffnungen für lange Zeit, und sie schnürte sich und putzte ihre niedliche Person nach seinem Geschnacke, so weit sie ihm nur auf die Spur kommen konnte.

Keine Dame in der Stadt hatte eine Taille wie sie, darüber waren alle ihre Freundinnen einig. Wenn auch klein an Figur und Gliedmaßen, hatte sie doch Brust und Schultern schön gerundet und dazu einen schlanken und jugendlichen Rücken, daß Törres sofort glaubte, das müßte die Dame gewesen sein, welche er am Bahnhofe getroffen. Fräulein Thorsen's Gesicht hatte die blasse Labenfarbe, war aber regelmäßig schön mit kleingelocktem hellem Stirnhaar und weichen, schwärmerischen Augen wie ein Delbilde.

Törres war noch nicht viele Stunden mit ihr zusammen gewesen, als er eine große Lust empfand, nach diesem feinen, zerbrechlichen Spielzeug zu greifen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor fünfzig Jahren!

Von Wilhelm Liebknecht.

I.

Als wir voriges Jahr schrieben: „Vor fünfzig Jahren“, da schrieben wir die Geschichte der Märzrevolution — des schönen, nur ach so gar kurzen „Völkerfrühlings“ im „tollen Jahr“. Wenn wir heute schreiben: „Vor fünfzig Jahren“, so schreiben wir die Geschichte der Reaktion, welche der „Märzrevolution“ folgte und dem „Völkerfrühling“ nach kurzem Rausch der politischen Vergesslichkeit ein grausames Ende bereite und weit länger gedauert hat als der Völkerfrühling.

Man hat das Jahr 1848 das Jahr der Revolution genannt, und das Jahr 1849 das Jahr der Reaktion. Das entspricht nicht den Thatfachen und ist eine unverdiente Schmeichelei für das Jahr 1848 und eine ebenso unverdiente Verleumdung des Jahres 1849. Revolution und Reaktion lassen sich zeitlich nicht scharf voneinander trennen, wie denn auch überhaupt in der Reaktion Revolution steckt und in der Revolution Reaktion. Die Reaktion hat schon mitten im „Jahr der Revolution“ begonnen und die kräftigste Kraftentfaltung der Revolution war mitten im Jahre der Reaktion.

Für Deutschland waren im Jahre 1848, als die Pariser Februar-Revolution den Anstoß gab

zu einer allgemeinen Erhebung des Volkes, die Elemente einer wirklichen Revolution nicht vorhanden. Das deutsche Bürgerthum, das infolge unserer — durch die Entdeckung von Amerika und die Reformationskriege — verkrüppelten wirtschaftlichen und politischen Entwicklung in der Zeit, wo bürgerliche Revolutionen möglich waren, nicht zu einer Revolution fähig gewesen war, hatte auch 1848 nicht die nöthige Kraft. Noch nicht und nicht mehr. Das ist das Tragische in der Geschichte Deutschlands. Während andere Kulturvölker, voran die Engländer und Franzosen, den mittelalterlichen Plunder mit eisernem Besen weglegten und „eine Gasse“ für die neue wirtschaftliche und politische Entwicklung schufen, war das arme Deutschland in dem alten Plunder, Moder und Schmutz stecken geblieben und alles Volksleben und alle Freiheit verloren gegangen, so daß, als sich endlich die Gelegenheit bot, das Joch einer schwachen Vergangenheit abzuschütteln, das deutsche Volk nicht das Zeug hatte, die Gelegenheit auszunutzen.

Heute zwar lügen die Herren Reaktionäre — die Nachfolger und Stammes- wie Geistesverwandten der Standrechtler von 1848 und 1849 — sich selber und uns vor, im März 1848 habe das Volk gar nichts gethan, und alle sogenannten „Märzerrungenschaften“ seien freiwillige und gnädige Geschenke der Fürsten und Regierungen — allein ein Blick auf die Thatfachen genügt, die Bodenlosigkeit dieser Lüge dem schlichtesten Verstand klar zu machen.

Kurz vor der Februar-Revolution, als die Schweiz sich den von Louis Philipp, Metternich und dem preussischen Hofe unterstützten Sonderbund vom Hals geschafft, waren die preussische, österreichische und französische Regierung entschlossen, die Eidgenossenschaft an diesem erprießlichen und notwendigen Werk mit Waffengewalt zu hindern. Nur der nachdrucksvolle Einspruch Englands, das zu Anfang der zwanziger Jahre schon die heilige Allianz (die damals gerade wie jetzt mit der Verkündung des „ewigen Friedens“ zu fördern suchte), gesprengt und vernichtet hatte, verhinderte im Jahre 1847 eine Intervention der drei Mächte im Stil der Beruhigungsfeldzüge gegen die spanischen und italienischen Volkserhebungen. Die Karlsbader Beschlüsse waren noch in Kraft beim Ausbruch der Februar-Revolution, und sie waren noch in Kraft bei dem Ausbruch der Märzrevolution. Der Bundesstag war noch die einzige Vertretung dessen, was Deutscher Bund hieß — die Polizei war allmächtig, das deutsche Volk zählte nicht; es hatte keinen eigenen Willen, war dem Willen der „hohen Obrigkeit“, „unterthan“ und wurde geächtigt, wenn es nicht blind gehorchte. Das war das „väterliche Regiment“, welches das Volk als ein unmündiges Kind betrachtete, das ohne die väterliche Regierung der Fürsten und ihrer Minister verloren war. Und die Stütze und zugleich die ausübende Macht der Regierung war die Polizei.

Mit Ausnahme einiger der kleineren Bundesstaaten gab es in Deutschland keine Volksvertretung. Sie war zwar im Jahre 1815 allen Bundesstaaten versprochen worden, allein die meisten der deutschen Fürsten, voran die von Preußen und Oesterreich, hatten nicht versprochen, ihr Versprechen zu halten, und so war das Versprechen nicht gehalten worden. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Vierte, hatte den „vereinigten Landtag“ in die Welt gesetzt, der einer Volksvertretung ungefähr so ähnlich war, wie preussischer Junkerfussel perlendem Rheinwein, und das denkwürdige Wort war damals gefallen: „Ich will nicht, daß ein Blatt Papier zwischen mir und meinem Volke stehe.“ Das „Blatt Papier“ war eine Verfassung. Und der „gottbegnadete“ König war Niemandem verantwortlich — nur Gott.

Da kam die Februar-Revolution und die Märzrevolution. Die Metternich'sche Herrlichkeit brach zusammen. In Berlin glaubte die Reaktion, auf das Heer bauend, der Volksbewegung, die wie ein Sturm über das Land brannte, Halt gebieten zu können. „Die Reaktion“ — richtiger: einige Männer der Reaktion, wenige, denn die Masse hatte den Kopf vollständig verloren und die Mehrzahl ergab sich stumpf, gebeugten Hauptes dem Unvermeidlichen.

So war in den ersten Märztagen des „tollen Jahres“ tollste Anarchie in den Regierungskreisen — klägliches Hin- und Herschwanzen — bald feiges Nachgeben — bald doppelzüngiges Verweigern — kein Plan, kein Muth der Ueberzeugung. Da haben die Royalisten in England und Frankreich sich ganz anders gezeigt. Für das reaktionäre Preußen war die Märzrevolution auch in diesem Sinne ein zweites Jena. Das „höhere Ehrgefühl“ hat sich hier wie dort glänzend bewährt. Es muß dies scharf betont werden, weil die Geschichtsfälschung, die in keinem anderen Lande so unverschämmt und so methodisch geübt wird wie in Deutschland, das Märchen erfunden hat, die preussischen Junker hätten sich 1848 wie die Helven benommen: sie seien nur durch die Unentschlossenheit des Königs am Handeln gehindert worden, und am 18. März sei nicht das Heer, sondern das Volk thatächlich besiegt worden.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß der 18. März eigentlich ein falsches Datum ist. Der Kampf begann wohl gegen 5 Uhr desselbigen Tages; er dauerte jedoch bis zu dem anderen Morgen, und wenn wir 12 Uhr Nachts als Tagesgrenze annehmen — was ja sein soll —, so fällt ungefähr ebenso viel des Kampfes und des Blutvergießens auf den 19. März, wie auf den 18. Und jedenfalls war es der 19. März, der die Entscheidung und den Sieg brachte. Den Sieg des Volkes, einen so vollständigen Sieg, als nur je einer erfodten worden ist, was immer die geschlagenen Junker hintennach auch zusammenschwindeln. Den Sieg des Volkes und die Rache des Volkes, in der einzigen Todtenparade, die Freiligrath zu seinem herrlichen Gedicht: „Die Todten an die Lebenden“ begeistert hat.

Nie hat ein Volk vollständiger gesiegt. Nie hat ein Volk den Sieg so vollständig unbenuzt gelassen. Es ließ den Feind in allen seinen Stellungen. Es dachte nicht daran, ihm seine Macht zu zerstören. Es dachte nicht daran, die eigene Macht zu organisiren und zu festigen. Es genigte dem Volk, daß der Feind in sein Lager, in seine Festung „Vertrauensmänner“ des Volkes hineinmahnen, die sogenannten Märzminister, die allesamt das Vertrauen des Volkes täuschten und fast ohne Ausnahme mit der Zeit selber zu Führern des Feindes gegen das Volk wurden, dem sie den Feind hatten zuführen sollen.

Es war eine wunderbare und wunderliche Zeit. Die Zeit der Hoffnungen, des Wahnes und des Vertrauens — der Vertrauensbuselei.

Es ist ein altes Sprüchlein: Mißtrauen ist eine demokratische Tugend. Ich will nicht sagen, daß der Satz in dieser Form ganz wahr ist. Es giebt auch ein Mißtrauen, das ein demokratisches Vaster ist. Aber das steht fest, ohne Mißtrauen in der Form scharfer Kritik ist keine Demokratie möglich — keine revolutionäre Bewegung. Ein Volk, das all' seine Hoffnungen auf einzelne Personen setzt, diesen, unter Verzicht auf eigenes Denken und Handeln, seine Geschichte in die Hand giebt, ist sicher verloren. Und das geschah 1848. Es fehlte an selbstständigem Denken und Handeln. Und wie, wo, wann hätte das deutsche Volk die Selbstständigkeit des Denkens und Handelns sich auch erwerben sollen? Ich habe es einmal mit Kaspar Hauser verglichen, der, in zartester Jugend geraubt und in engem Raum eingekerkert, nach vielen Jahren, an der Schwelle des Mannesalters, plötzlich in die Welt hinausgestoßen ward — ohne Menschenkenntniß, ohne die Fähigkeit, seine Glieder frei zu gebrauchen — kaum des Gehens kundig. Ungefähr so erging es dem deutschen Volk. Es war Jahrhunderte im Kerker gehalten und am Gebrauch seiner Glieder verhindert worden. Natürlich konnte es nicht gehen, als die Februar-Revolution ihm die Thore des Kerkers öffnete. Der arme Kaspar Hauser wurde nach wenigen Jahren, als das Geheimniß seiner Geburt sich zu lichten begann, ermordet. Der deutsche Michel konnte zum Glück nicht ermordet werden — Völker haben ein zähes Leben — allein sehr bald begannen die Versuche, ihn wieder in seinen Kerker zurückzuführen.

Ich sagte zu Anfang: im Jahre 1848 hatte das deutsche Volk nicht mehr und noch nicht die Kraft zu einer siegreichen Revolution. Nicht mehr

— durch das Bürgerthum, noch nicht — durch das Proletariat.

Das deutsche Bürgerthum, das haben wir schon, hat niemals das Zeug zur Erfüllung der „historischen Mission“ des Bürgerthums gehabt, welche Mission darin besteht, die licht- und luftreichen Bauten des Mittelalters zu brechen, die Trümmer weg zu räumen und neue Bauten, der Neuzeit entsprechend, an Stelle der alten Bastillen zu errichten. Das deutsche Bürgerthum hat das nicht gethan, nicht thun können, als das Zeitalter günstig war — im 17. und 18. Jahrhundert. Es konnte es auch nicht thun in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als der günstige Zeitpunkt bereits verstrichen war und in dem Proletariat eine neue Macht auf die Bühne sich schob, alle Verhältnisse änderte und das Bürgerthum zum Umkehren seiner Frontstellung zwang. Das Proletariat aber war noch zu schwach, seine „historische Mission“ zu erfüllen. Zwischen dem „Nicht mehr!“ des Bürgerthums und dem „Noch nicht!“ des Proletariats mußte die Märzrevolution zu Grunde gehen.

Infolge der Rückständigkeit unserer ökonomischen Entwicklung begann die großkapitalistische Aera in Deutschland später als in Frankreich und England. Im Jahre 1848 war Deutschland etwa so weit wie England im Jahre 1770, wo die Einführung der Maschinen begann. Von einer Kapitalistenklasse konnte noch keine Rede sein, und natürlich ebensowenig von einer Arbeiterklasse. Wo keine Klasse ist, kann aber auch kein Klassenbewußtsein und wo kein Klassenbewußtsein, auch keine Klassenorganisation sein. Es gab keine scharfe Grenzlinie zwischen Arbeitern und Bürgern. Alles war noch breitartig, im Stadium des „Urslimes“, der die unentwickelten Embryonen in sich hat. Weder das Bürgerthum, noch das Arbeiterthum hatten bestimmte Ziele, bestimmte Organisationen. Es gab nicht einmal Parteien und es gab keine Parteiprogramme. Auf der einen Seite waren die Regierungen, die Jedermann haßte und verachtete — auf der anderen Seite waren alle Anderen. Diese Allgemeinheit der Opposition war gewiß Etwas, jedoch nicht genug. Es war Material zu einer Bewegung, jedoch noch keine Bewegung. Dem Bewegung ohne Ziel, ohne Programm kann nicht zu einem Ziel, nicht zur Verwirklichung eines Programms führen. Und hier haben wir die Ursache, warum die Märzrevolution scheiterte und scheitern mußte. Am 19. März 1848, nachdem in Berlin, neben Wien dem zweiten Hauptquartier der deutschen Revolution, das Junkerheer besiegte war, gab es in Deutschland keinen Widerstand mehr gegen den Willen des Volks. Das Volk konnte thun, was es wollte. Es war Schmied seines Schicksals, wie nur je ein Volk es gewesen. Nur der Schmied verstand nichts vom Schmieden.

Oppositionell, unzufrieden mit der Regierung und den Regierungen war Alles gewesen — außer den Regierungen. Indes Unzufriedenheit ist zwar eine bewegende Kraft, der Hebel alles Fortschritts, allein sie hat keine Richtung und ist also an sich kein Fortschritt. Ohne Ziel keine Bewegung. Und wohl nie hat ein Wort größeres Anrecht auf das Rathhaus von Schilda verliehen, als der „Irische Bull“ (Irish Bull) — den Bull mit „Dähse“ zu übersetzen, was ich zu parlamentarisch —: „Bewegung ist Alles, das Endziel nichts.“ Solche „Bewegung“ ist in gewissen öffentlichen Anstalten zu sehen, wo die Insassen eine fieberhafte Thätigkeit entwickeln, indem sie im Schweiß ihres Angesichts Löcher graben, die sie dann wieder zuschütten. Schade bloß, daß diese nützlichen und nothwendigen Anstalten Narrenhäuser sind. Und etwas von dieser Thätigkeit hatte die Märzrevolution. Es wurden Löcher gegraben und wieder zugeworfen. Es wurden Festungen erbaut, und der besiegte Feind als Besatzung wieder eingesetzt — was wohl die klassischste Illustration des Bodens ist, den man zum Gärtner macht. Und das geschah buchstäblich im Jahre 1848. Metternich, als Inarnirung der Reaktion, mußte aus Wien nach London flüchten, der Prinz von Preußen aus Berlin — damit war aber auch Alles geschehen. In den Festungen blieben die alten Besatzungen — und die paar Vertrauens- und Strohmänner, die

man zur Uebertwachung bestellte, konnten oder wollten nichts thun.

Ein Ziel hatte man nicht. Und kein Programm. Nur ein Nebelgebild: das freie und einige Deutschland. Wohl gemerkt — das „freie“ war damals vor dem einigen Deutschland. Heut schämt man sich, das Eigenschaftswort „frei“ noch mit Deutschland und seinem Zuchthauskurs in Verbindung zu bringen: — „das freie und einige Deutschland.“

Das „freie“ — das bedeutete Pressfreiheit, Vereinsfreiheit, und was der bekannte Speisezettel des französischen Liberalismus seit 1830 dem deutschen Bürgerthum eingelernt hatte. Alle diese Forderungen wurden in den Märztagen auch auf den deutschen Revolutionspeisezettel gesetzt — keine wurde vergessen.

Doch da stolperte die Vertrauensseligkeit über eine Frage. Können alle diese Freiheiten in einer Monarchie verwirklicht werden, oder bedarf es dazu der Republik? Monarchie — natürlich keine absolute Monarchie — konstitutionelle Monarchie, — wie in England? Oder: Republik?

Das war die Frage. Und sie ward 1848 nicht beantwortet — ist bis auf den heutigen Tag nicht beantwortet. Und nun erst das einige Deutschland.

Da waren etliche dreißig Monarchien und vier „Republiken“ (die „freien“ Städte). Wie war es möglich, diese Massenkollektion von Staaten und Regierungen unter Einen Hut zu bringen, wenn der „deutsche Bundestag“ zum Teufel gesagt war. Und daß dies geschehen mußte, darin war Alles einig, und es war so ziemlich das Einzige, worin Alles einig war. Mit den kleinen und mittleren Staaten ließ sich zur Noth fertig werden. Sie waren vergleichsweise schwach und mußten Ordre pariren. Allein die zwei „deutschen Großstaaten“ — Preußen und Oesterreich, die, seit sie nebeneinander bestehen, einander gehaßt, beargwöhnt, angefeindet, sogar wiederholt bekriegt haben — unter beiderseitigen Beheuerungen, daß sie an dynastische Sonderinteressen nicht denken und nur das Interesse des gemeinsamen Gegenstandes ihrer Liebe: Deutschlands, im Auge und im Herzen haben.

Wie diese zwei Mächte unter den deutschen Einheitshut bringen, zusammen mit den etlichen dreißig kleinen und mittleren Staaten?

Auf diese Frage gab es nur eine vernünftige und praktische Antwort — nämlich die: das Problem ist nicht zu lösen, so lange Preußen und Oesterreich das bleiben, was sie sind. Ein einiges Deutschland, das selbstverständlich, soll es nicht ein trügerischer Schein sein, Deutschösterreich gerade so gut umfassen muß wie Preußen, ist nur denkbar, wenn die Macht beider Staaten so weit gebrochen oder beschränkt ist, daß sie dem gemeinsamen deutschen Interesse sich unterordnen muß.

Es galt also vor allen Dingen eine Macht zu begründen, welche stärker war als die Macht Oesterreichs und Preußens zusammengenommen. Diese dritte höhere Macht konnte nur eine revolutionäre sein — aus dem Volke hervorgehen, auf dem Volke beruhen.

Das ist heutzutage so selbstverständlich, daß kein denkfähiger Mensch auf eine andere Antwort verfallen kann. Anno 1848 waren es nur sehr Wenige, die das Selbstverständliche begriffen, und diesen Wenigen wurde nicht geglaubt. Alles berauschte sich in dem Freiheits- und Einheitsgedanken, und der Mensch sieht keine Hindernisse; er versteht Berge, wie der Glaube, und verrichtet noch viel größere Wunder — im Mause.

Nach Frankfurt, in die alte Reichshauptstadt, sollte ein Parlament zusammenberufen werden. Das deutsche Volk sollte die „besten seiner Männer“ nach Frankfurt schicken, und die „besten Männer“ sollten dann das Werk der großen Einheit und Freiheit vollbringen. Wahrhaftig, es konnte nicht fehlen.

Die „besten Männer“ traten denn auch zusammen in Frankfurt; sie hielten sehr schöne Reden und begannen den Bau zu bauen mit ihren schönsten Reden. Festere Bausteine hatten sie nicht, und mit den Münchhausen'schen Luftsteinen läßt ein fester Bau sich nicht bauen, der auf alle Fälle stärker sein mußte, als die Militärstaaten Preußen und Oesterreich.

Während in Frankfurt am Main emsig gebaut wurde mit Luftsteinen, erholten sich die alten Besatzungen der vom Volk erstürmten, aber nicht eroberten und ausgelegten Reaktionsfestungen von ihrem Schrecken, betrachteten sich den Schaden und fanden, daß sie gar keinen Posten verloren hatten und den Schaden sehr leicht ausbessern konnten. Und sie gingen an das Werk, besserten aus, was beschädigt war, befestigten die Wälle und Mauern, gossen neue Kanonen und bereiteten sich auf den Augenblick vor, wo sie einen Ausfall machen und zum Angriff auf den Feind vorgehen konnten.

In Frankfurt hatte Herr Gagern, der allgemeine Vertrauensmann und beste der „besten Männer“, mittlerweile den Stein der Weisen entdeckt. Er streckte die Hand aus zu dem weltgeschichtlichen „kühnen Griff“, der die Quadratur des Kreises bewirkt und die deutsche Einheit mit Preußen und Oesterreich auf monarchischem Weg, unter Pelzwaschung ohne Raßmachen, zu Stande bringen sollte.

Doch ach!

Zwischen Lipp und Kelschrand
Schweigt des Schicksals kalte Hand —

Gerade als Gagern ausholte zum „kühnen Griff“ und zur „rettenden That“ — vollzog sich in Paris, an der Stätte, von welcher die deutsche Märzrevolution ihren Lebensodem empfangen hatte, ein Ereigniß, das der Märzrevolution nicht bloß, sondern der gesammten revolutionären Bewegung des Jahres 1848 den Boden entzog und dem Strom der Entwicklung einen rückläufigen Kurs aufzwang.

Und das war mitten im „Revolutionsjahr“! Im Mittsommer nach dem Völkerrückfall, dessen Vahsgeigen noch am Himmel hingen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Bewegungen der Erdaxe.

(Schluß.)

Von Bruno Vorhard.

Im Copernikanischen Weltssystem fällt die Weltaxe mit der Erdaxe zusammen, also mit derjenigen Linie, um welche die Erde ihre tägliche Drehung vollführt. Nun sollte man meinen, wenn die Erde als ganzer Körper sich im Raume fortbewegt, so müsse sich doch auch ihre Axe bewegen, ihre Verlängerung also stets an anderen Punkten das Himmelsgewölbe treffen, und der Pol sich somit jährlich in einem Kreise, dem Abbilde der Erdbahn, unter den Sternen bewegen. Dies ist jedoch nicht der Fall; denn die Fixsterne sind so außerordentlich weit von uns entfernt, daß die ganze Erdbahn dagegen verschwindet. Jeder hat wohl schon gemerkt, wenn er auf der Straße geht und den Mond anblickt, daß dieser die Wanderung mitmacht; ist man eine halbe Meile gegangen, so steht der Mond immer genau in derselben Richtung, in der er vorher stand, — abgesehen natürlich von seiner eigenen Bewegung am Himmel. Man wird dies begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß eine halbe Meile gegenüber der Entfernung des Mondes (50 000 Meilen) sich gerade so verhält, wie der 100. Theil eines Millimeters zu einem Meter. Wollen wir die Richtung eines Körpers angeben, der etwa einen Meter von uns entfernt steht, so wird es ganz gleichgültig sein, ob wir um $\frac{1}{100}$ Millimeter weiter nach rechts oder links treten, und so ist es auch für die Richtung des Mondes ganz gleichgültig, ob wir um eine halbe Meile nach der einen oder anderen Seite gehen. Die Erde legt im Raume freilich größere Strecken zurück, der Durchmesser ihrer Bahn beträgt nicht weniger als 40 Millionen Meilen; aber diese ungeheure Strecke ist im Verhältniß zu den unfahrbaren Entfernungen der Fixsterne doch nur wie der 100. Theil eines Millimeters zu einem Meter. Deshalb kann durch die Bewegung der Erde keine Veränderung des Himmelspoles bewirkt werden; so lange sie dieselbe Richtung im Raume beibehält, muß sie stets nach demselben Punkte unter den Sternen als Himmelspol weisen.

Nun haben wir aber, daß der Himmelspol sich bewegt, und dies ist also ein Beweis dafür, daß



Bei den Spülbänken. Nach dem Gemälde von V. Genzmer

die Erdaxe ihre Richtung im Raume ändert. Diese Thatsache muß sich doch aus dem allgemeinen Anziehungsgesetze der Massen ableiten lassen, wenn dieses überhaupt einen Erklärungsgrund für die Himmelsbewegungen zu liefern im Stande sein soll. In der That ist dies möglich gewesen. Freilich gehört die genaue Durchführung zu den schwierigsten Arbeiten der rechnenden Wissenschaften; doch will ich versuchen, eine Vorstellung wenigstens von den allgemeinsten Grundlagen dieser Rechnung zu geben.

Die Erde ist bekanntlich keine vollkommene Kugel, sondern der Durchmesser ihres Aequators ist etwas größer, als ihre Aze; man kann sie gewissermaßen als eine Kugel auffassen, an deren Aequator ein Wulst angeheftet ist. Diese Kugel dreht sich nun auf der Bahn, die sie alljährlich um die Sonne beschreibt, beständig wie ein Kreisel mit rasender Geschwindigkeit um. Würde die Drehungsaxe auf der Bahnebene senkrecht stehen, so würde diese Lage auch andauernd erhalten bleiben; das ist aber, wie wir ja wissen, nicht der Fall; die Aze ist vielmehr gegen die Bahnebene — die ja nichts Anderes ist als die Ekliptik — etwas geneigt. Bei einer vollkommenen Kugel würde das nichts an dem Umstande ändern, daß die Drehungsaxe ihre Richtung im Raum unverändert beibehält. Anders aber verhält es sich mit dem wulstförmigen Ansatz oder Ring am Aequator der Erde. Auf diejenigen seiner Theile, die der Sonne näher liegen, übt sie eine etwas stärkere Anziehungskraft aus, als auf die ihr abgewandten ferner liegenden Theile. Eine Folge dieser ungleichen Kraftwirkung ist das Uebrigbleiben einer Kraft, welche den Wulst in die Bahnebene der Erde rücken, den Aequator also zum Zusammenfallen mit der Ekliptik bringen oder die Drehaxe senkrecht auf die Ekliptik stellen will. Würde die Erdaxe dieser Kraft folgen und sich auf der Bahnebene aufrichten, so wären die Folgen für die Erde sehr erhebliche. Auf den Aequator würde die Sonne andauernd senkrecht herniederscheinen, im Uebrigen würde ihr Stand um so tiefer sein, je weiter man sich nach Norden oder Süden entfernt. In diesem Stande würde aber niemals ein Wechsel eintreten, sondern sie würde während des ganzen Jahres den Platz behaupten, den sie gegenwärtig zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen hat. Natürlich wäre dann auf der ganzen Erde beständig die Dauer von Tag und Nacht vollkommen gleich, und ebenso würde der Wechsel der Jahreszeiten fortfallen; man würde die lange Polarnacht nicht kennen, aber ebensowenig das Schauspiel der Mitternachtsonne, in der Nähe des Pols würde die Sonne vielmehr gerade noch über den Horizont heraufkommen, um in regelmäßigem Wechsel nach 12 Stunden wieder hinabzusenken.

Die Erdaxe kann aber der auf sie einwirkenden Kraft der Sonne nicht folgen, und zwar deswegen nicht, weil die Erde in schneller Drehung begriffen ist. Die Verhältnisse liegen hier durchaus ebenso, wie bei einem auf einer Tischplatte in rascher Drehung begriffenen Kreisel. Stellt man ihn schräg auf den Tisch, so folgt er der Anziehungskraft der Erde und stürzt nieder; ist er aber in Drehung versetzt, so bewahrt er seine Azenrichtung, und die Wirkung der Schwere äußert sich nur so, daß die Aze der Kraft in lothrechter Richtung ausweicht und daher bei gleichbleibender Neigung gegen die Tischplatte langsam einen Kreis beschreibt. Genau dasselbe thut auch die Erdaxe; während sie immer gleiche Neigung gegen die Bahnebene behält, beschreibt sie langsam einen Kreis, so daß sie sich beständig nach anderen Gegenden des Raumes hinwendet. Als Folge davon muß der Himmelspol einen Kreis beschreiben, zu dessen völligem Durchlaufen, wie gesagt, fast 26 000 Jahre gehören.

War die Ursache der Bewegung des Himmelspols in der Anziehung der Sonne auf die Erde erkannt, so mußte sofort die Frage auftauchen, ob nicht die anderen Himmelskörper, vor Allem der Mond, in ähnlicher Weise einwirken. Freilich ist der Mond von bedeutend geringerer Masse, als die Sonne; da er aber der Erde viel näher steht und es im Wesentlichen auf den Unterschied der Wirkungen auf der zugekehrten und abgewandten Seite ankommt,

so macht sich die Wirkung des Mondes durchaus bei der geschilderten Bewegung geltend. Man erkennt ohne Weiteres, daß die Berechnung der Bewegung hierdurch sehr kompliziert werden muß. Aber auch die Bewegung selbst wird durch diesen Einfluß eine weniger einfache, wozu noch hinzukommt, daß die Bahnebene selbst durch den Einfluß der anderen Planeten in geringer Weise geändert wird. Der Himmelspol beschreibt daher keinen einfachen Kreis am Himmel, sondern weicht abwechselnd nach der einen und anderen Seite vom Kreise ein wenig ab, so daß seine Bahn in Wirklichkeit das Aussehen einer wellenförmigen Linie hat. Diese kleinen Abweichungen, die im Ganzen noch nicht eine Bogensekunde betragen, sind an eine mit der Mondbewegung zusammenhängende Periode von $18\frac{1}{2}$ Jahren gebunden; sie zeigen ein Schwanken der Erdaxe um ihre mittlere Lage in diesem Zeitraum an, weshalb man sie mit dem Namen der Nutation belegt hat.

Die Nutation, welche seit 150 Jahren bekannt ist, betrifft ebenso, wie die Bewegung, durch welche das regelmäßige Vorrücken der Tag- und Nachtgleichenpunkte veranlaßt wird, die gesammte Erde; ändert sich die Aze ein wenig in ihrer Richtung, so hat das keinen Einfluß auf die Lage der einzelnen Punkte der Erde in ihrer Beziehung zur Aze und zum irdischen Pol. Die gesammte Erde macht eben die Bewegung der Aze genau so mit, wie etwa ein Kreisel die Kreiselbewegung seiner Aze mitmacht. Ganz etwas Anderes würde dagegen eine Bewegung der Aze in der Erde selbst sein, mit anderen Worten, eine Verschiebung der Drehungsaxe ohne gleichzeitige entsprechende Drehung der ganzen Erdkugel. Würde etwas Derartiges stattfinden können, so müßten sich bei einigermaßen starker Bewegung die klimatischen Verhältnisse vollständig umgestalten. Wir brauchen uns z. B. nur vorzustellen, daß die Aze in die Bahnebene hineinfiel, um uns die vollständig anderen Verhältnisse klar zu machen. Ist jetzt gerade der Nordpol der Sonne zugekehrt, so brennt die Sonne senkrecht auf ihn hernieder, während sie für den Aequator gerade im Horizont steht. Die ganze südliche Halbkugel hat andauernd eine 24 stündige und länger währende Nacht, während die nördliche Halbkugel einen ebenso lange währenden Tag hat. Dabei würde für jeden Punkt auf der nördlichen Halbkugel die Sonne einen vollen Kreis am Himmel beschreiben, der überall dieselbe Höhe über dem Horizont behielte. Allmähig, wie die Erde auf ihrer Bahn weiter rollt — denn es würde sich hier um ein Rollen handeln, nicht um ein kreiselartiges Drehen — dringt das Sonnenlicht auch zu den dem Aequator am nächsten gelegenen Theilen der südlichen Halbkugel, während in den entsprechenden Theilen der nördlichen Halbkugel während des Tages Helligkeit mit Dunkelheit abwechseln. Für die weiter nördlich gelegenen Theile sinkt die Sonne tiefer und tiefer, wobei sie stets während eines Tages die gleiche Höhe am Himmel bewahrt. Nach einem Vierteljahre steht sie senkrecht über dem Aequator und bewirkt auf der ganzen Erde Gleichheit von Tag und Nacht, während sie für den Nordpol bis an den Horizont herabgesunken ist. Jetzt entschwindet sie ihm für ein volles Halbjahr, während sie dem Südpol erscheint, um im Laufe eines Vierteljahres bis zu senkrechter Höhe über den Südpol anzusteigen.

Man erkennt, daß solche Verhältnisse mit den gegenwärtigen kaum noch eine Aehnlichkeit aufweisen; die Sonne scheint zwar auch jetzt den Polen ein halbes Jahr lang, doch erlangt sie nur die geringe Höhe von $23\frac{1}{2}$ Grad über dem Horizont. Daher reicht ihre Kraft nicht aus, die Eismassen des Winters zu schmelzen, was bei einem Ansteigen bis zu senkrechter Höhe unzweifelhaft der Fall wäre.

Um aber auf der Erde gewaltige klimatische Veränderungen hervorzurufen, braucht die Aze nicht so ungeheure Verschiebungen zu erleiden, daß sie ganz in die Bahnebene fällt. Denken wir sie uns nur ein wenig in der Erde verschoben, wobei ihre Neigung gegen die Ekliptik sich gar nicht ändern braucht, so bleiben zwar die allgemeinen klimatischen Verhältnisse durchaus dieselben; aber für die einzelnen Orte auf der Erde treten erhebliche Unterschiede gegenüber

dem gegenwärtigen Zustande auf. An eine solche Möglichkeit ist mehrfach gedacht worden, um die sogenannte Eiszeit zu erklären; bekanntlich hat es Zeiten gegeben, in denen das ganze nördliche Europa vollständig unter Eis begraben lag, wie es gegenwärtig mit dem Inneren Grönlands der Fall ist. Auch für Nordamerika ist eine solche Eiszeit nachgewiesen, während man in Sibirien und anderen heute vereisten Gegenden Reste von Thieren gefunden hat, die zu ihrem Gedeihen einer großen Wärme bedürfen. Müßt man den Nordpol auf der Erdkugel südwestlich nach Grönland hinein bis zum 65. oder gar 60. Breitengrade, so würde sowohl Europa als Nordamerika ein so nordisches Land sein, daß ihre Vereisung und Bergleisicherung durchaus verständlich wäre.

Was für Kräfte aber sollten es sein, welche die Erdaxe in der Erde selbst verschieben? Ein solcher Vorgang ist doch nur denkbar, wenn ganz ungeheure Verschiebungen von Massen im Innern der Erde vor sich gehen. Vorläufig fehlt jeder Anhalt für eine solche Annahme. Aber wenn wir auch die Gründe für solche Wanderungen der Pole vorläufig noch in keiner Weise angeben können, so hat sich in den letzten 10 Jahren doch gezeigt, daß sie thatsächlich stattfinden. Die von der internationalen Erdmessung veranlaßten Beobachtungen erwiesen mit völliger Sicherheit, daß die geographischen Breiten auf der Erde nicht absolut feststehende Größen seien, sondern geringen Veränderungen unterworfen sind. Daraus folgt eben, daß sich der Pol von seiner Stelle bewegt. Wenn das jährlich auch nur um eine halbe Bogensekunde geschieht, was einer Strecke von etwa 15 Metern entsprechen würde, so würde bei fortgesetzter Bewegung in derselben Richtung ein voller Grad in 7200 Jahren zurückgelegt sein; die Wanderung nach Grönland um 20 bis 30 Grad würde also nur 150 bis 200 Tausend Jahre beanspruchen. Freilich ist dies eine ungeheure Zeit, aber in Hinsicht auf die geologischen Veränderungen auf der Erde und der hierzu nöthigen Zeiträume ist diese Zeit sogar kurz zu nennen.

Was freilich sehr gegen die Erklärung von Eiszeiten — es hat deren mehrere gegeben — durch solche Polwanderungen spricht, ist der Umstand, daß die wirklich beobachteten Poländerungen durchaus nicht immer in demselben Sinne geschehen. Als man diese Aenderungen zuerst beobachtete, glaubte man feststellen zu können, daß der Pol sich ganz regelmäßig in 420—430 Tagen auf einem kleinen Kreise von etwa 8 Metern Durchmesser bewege. In den letzten 5 Jahren zeigte sich jedoch, daß die Bewegung viel komplizierter ist, und daß eine Regelmäßigkeit nur schwer wahrgenommen werden kann. Es scheint, als ob verschiedene Ursachen zusammen wirken, die sich zum Theil in ihrer Wirkung durchkreuzen, so daß der Pol in einer regelmäßigen Kurve herumläuft, die mehrfache Krümmungen und Schleifen zeigt. Es handelt sich dabei übrigens um außerordentlich kleine Bewegungen, die bei ihrem unregelmäßigen Verlauf starke Aenderungen in einer bestimmten Richtung nicht zulassen. Nach den bisherigen Beobachtungen wandert der Pol in einem kleinen Raume umher, der von einem Quadrat umschlossen werden kann, dessen Seite nur 18 Meter beträgt. Freilich würde dieser Raum genügen, um ein statisches Beobachtungshaus zu bauen, in dessen Innerem der Pol jederzeit noch läge. Doch dürfte es gewisse Schwierigkeiten haben, Baumaterialien und Menschen in die eisige Region des Nordpols zu schaffen; deshalb ist unter milderen Himmelsstrichen ein „Ueberwachungsdiens der Erdaxe“ eingerichtet, und seit einigen Jahren werden auf vier Ueberwachungsstationen andauernd die Bewegungen unserer Drehungsaxe verfolgt. Wenn aus den unregelmäßigen kleinen Schwankungen, um die es sich handelt, erst die Regel, das allgemeine Gesetz, abgeleitet ist, das sie befolgen, dann werden sich schließlich auch ihre Ursachen den Blicken der unermüdbaren Forscher offenbaren. —



Winter den Coullissen.

Skizze von A. Raffon-Forestier.

(Schluß.)

Der Präsident wehrt mit einer schönen Geste vornehmer Ueberlegenheit ab. Sein lächelndes Gesicht zeigt den ganzen Stolz eines Mannes, der sich bewußt ist, thurnhoch über seinen Mitmenschen zu stehen. Es ist als ob er sagen wollte: „Pstui Teufel, seit wann ist es in unseren Kreisen Brauch, über den jämmerlichen Geldpunkt auch nur ein Wort zu verlieren!“

Aber Anquetin scheint darüber keine besonderen Gedanken zu haben. Er zuckt die Achseln. „Das Schlimme ist, daß die bedeutende Ausgabe, die Sie hier für einen nutzlosen Zweck verschwenden, Ihnen die Aufgabe erschwert, die zehntausend Francs aufzutreiben, die ich morgen unbedingt haben muß.“

„Unbedingt? Wie meinen Sie das?“

„Mein lieber Herr Präsident, Sie sind entschieden auf falscher Fährte! Darum handelt es sich nicht. Nein, durchaus nicht. — Augenblicklich denke ich daran, daß Sie beide, meine Herren, von einem Standale bedroht sind, der gar nicht absehbare Folgen haben kann. Man muß die Sache um jeden Preis unter der Hand unterdrücken und das läßt sich nur mit Geld machen!“

Maitre Anquetin macht bei diesen Worten ein recht ernstes Gesicht. Der liebenswürdige Schwere-näther, der oft genug auf Kosten seiner besten Klienten der feilscheinenden Amtswürde ein Schnippchen schlägt, und dem es nicht geringen Spaß macht, die Leute gelegentlich durch übertriebene Schreckbilder in's Bockshorn zu jagen, scheint heute zu dergleichen Scherzen ganz und garnicht aufgelegt. Er sieht eher ärgerlich und bekümmert aus.

Der Herr Minister ist ein wenig bleich geworden. Die Arme an den Körper gepreßt, lauert er in seinem Lehnstuhle, als ob er sich darin verkriechen wollte.

Der Präsident, der besser seinen Mann steht und mehr Herrschaft über sich hat, sitzt mit nachdenklicher Miene und stützt den auf dem Rückenpolster ruhenden Kopf leicht mit den Spitzen seiner langen Finger.

„Ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, mein lieber Anquetin,“ näselte er mit affectirter, die Worte langsam herausstößender Stimme, „daß ich auch nicht die kleinste Banknote herausrüden würde, so interessant Ihre Geschichte auch sein mag. . . . Aber lassen Sie gleichwohl hören. . . . Sie sind ein so prächtiger Erzähler, daß man Ihnen stets gern lauscht. . . . Sie sagten also?“

„Daß Mar, Ihr Mar, eine Maitresse hat. . . .“

„Es würde mich recht betrüben, wenn es anders wäre!“

„Und daß er ihr jetzt in recht häßlicher Weise den Laufpaß gegeben hat. Es ist eine junge Wittve, die er seiner Zeit verführt und der er ein Heirathsversprechen gegeben hat. . . .“

„Das thut man immer!“

„. . . Und zwar ein schriftliches Heirathsversprechen. . . .“

„Pstui Teufel, wie ungeschickt!“

„Es ist auch ein Kind da, ein Mädchen, was Herrn Mar allerdings nicht hinderte, Beide auf dem Trocknen sitzen zu lassen.“

„Und das schmerzt natürlich Ihre empfindsame Mannesseele?“

„Durchaus nicht, mir ist all' das verteuert gleichgültig,“ erwiderte Anquetin, den der ironische Ton des Präsidenten nachgerade zu ärgern beginnt.

„Ich beschäftige mich mit diesen Dingen nur, weil ich Ihnen im Auftrage der in Rede stehenden Person mitzutheilen habe, daß wenn sie nicht Beide sich zur Zahlung. . . .“

„Höchst bedauerlich in der That,“ unterbricht ihn der Minister. „Ich beklage aufrichtig. . . .“

„Was beklagen Sie aufrichtig?“ herrscht ihn der Präsident erhobenen Tons an. „Was eigentlich? Als ob Sie nicht von alledem Kenntniß hätten! Jaft dieses Verhältnisses wegen wäre ja der ganze Heirathsplan um ein Haar in die Brüche gegangen. Wenn's mir nach gegangen wäre, hätte man überhaupt noch ein Jahr gewartet! Denn, unter uns

gesagt, so war ich es doch, der diesen Heirathsplan bekämpfte und nicht Sie, wie das Gerücht zu vermelden weiß. Anquetin weiß ja im Uebrigen genau Bescheid!“

„Aber, meine Herren, regen Sie sich doch bitte nicht auf! Die gegenseitigen Anschuldigungen sind momentan am allerwenigsten am Platze! Das führt zu nichts und hindert uns nur, die Schwierigkeit, die sich uns plötzlich entgegenstellt, mit der erforderlichen Kaltblütigkeit in's Auge zu fassen. Ein Standal in der Kirche oder auf der Straße ist unvermeidlich, wenn Sie mir für die Frau nicht etwa zehntausend Francs zur Verfügung stellen. Diese Forderung ist meines Erachtens nach Lage der Verhältnisse durchaus angemessen und berechtigt.“

„Mein Gott, ich hätte nie geglaubt, daß es Herr Mar so weit kommen lassen würde,“ wirft der Minister ein. „Gewiß, wir haben ja um das Verhältniß gewußt, meine Frau und ich. . . .“

„Und Ihre Fräulein Tochter nicht minder!“

„Ja, das heißt, ich habe ihr andeutungsweise, unter der Blume zu verstehen gegeben. . . .“

„Versteht sich, wie es die diplomatische Gepflogenheit verlangt!“

„Das enthebt einen aber immer noch nicht der Pflicht, sich als Ehrenmann aus der Affäre zu ziehen. Wer im Stande ist, eine Frau und ein Kind ohne Subsistenzmittel einfach im Stich zu lassen. . . .“

„Mein lieber Herr Minister,“ unterbrach ihn der Präsident, der sehr nervös scheint und der sich noch bequemer in seinen Stuhl kömmelt, um der Unverschämtheit seiner Rede mehr Nachdruck zu geben, „Sie haben sich eben über meinen Mar ganz falsche Vorstellungen gemacht, daher Ihre schmerzliche Enttäuschung! Es ist wirklich interessant, zu bemerken, welch harmloses Kindergemüth Sie sich inmitten der Staatsgeschäfte bewahrt haben.“

Er macht eine kleine Pause und fügt dann in ironischem Ton, der ein klein wenig bitter anklingt, bei: „Mein Sohn ist ein Lebemann, ein Lebemann mit einem recht weiten Gewissen. Er liebt weder die Salons noch die Vouvoirs — er liebt den Stall, nur ihn allein. . . .“

Er ist ein Stallknecht, aber ein fecher Stallknecht, der Spauletten trägt und der mit einem Vicomte-titel aufwarten kann. Obwohl er so ist, oder vielleicht auch gerade weil er so ist, hat er vor Ihren Augen Gnade gefunden. Ich habe mich wahrhaftig um das Zustandekommen dieser Partie nicht sonderlich bemüht, ich wünsche mir eigentlich eine mehr mit Glücksgütern gesegnete Schwiegertochter. . . .“

„Wie meinen Sie das? Wir seien doch Beide unseren Kindern eine Mitgift von dreihunderttausend Francs aus. . . .“

„Das heißt, deren Zinsen wir ihnen versprechen,“ verbessert Herr de Fronlay, dessen schmale Lippen ein feines Lächeln umspielt. „Das ist ein kleiner, nicht unwesentlicher Unterschied. Sie haben mir ja keine Ruhe gelassen, haben die Sache eingefädelt und unentwegt durchgeführt. . . . Und da Sie Mar nun einmal genommen haben wie er ist, fällt es mir auch nicht im Traume ein, noch Geld darauf zu zahlen. . . . Sehen Sie zu, wie Sie die Sache in's Reine bringen. Ich rühre keinen Finger in der Sache. . . . Anquetin, reichen Sie mir doch, bitte, eine Zigarre. . . . Die Kiste steht in der ersten Schublade links. . . . Danke!“

„Ja, aber,“ stotterte der Minister, die Blicke zu Boden gesenkt, „erlauben Sie. . . . ich verstehe nicht recht, worauf Ihre sonderbare Bemerkung abzielt. . . . Wenn ich sage, daß ich meiner Tochter dreihunderttausend Francs mitgebe, so ist das so gut wie geschehen. . . . Der Zahlungstermin ist auf den Juni nächsten Jahres festgesetzt. . . . in fünfzehn Monaten. . . . Ich muß mich dagegen verwahren, daß Sie hier Zweifel an. . . .“

„Fällt mir ja gar nicht ein. . . . Sie werden doch aber keine Bedenken tragen, schon heute eine bescheidene Abschlagszahlung zu leisten, indem Sie Mar zehntausend Francs in baar vorstrecken!“

„Ich habe nur das Geld im Augenblick nicht,“ antwortet der Minister trocken.

„Genau so geht es mir, lieber Freund!“

Maitre Anquetin, der die Zeit über mit großen Schritten im Zimmer auf- und abmarschirte, ist stehen geblieben. An die Kaminwand gelehnt betrachtet er die beiden armen Reichen einen Augenblick schweigend mit dem stolzen Bewußtsein eines Mannes, der fest auf dem sicheren Boden seiner Millionen steht.

„Da Herr Anquetin das Geld unter allen Umständen haben muß, so bleibt wohl nichts Anderes übrig, als daß er die Summe vorläufig für uns verauslagt,“ wendet der Herr Minister schlichter ein.

Maitre Anquetin zerrt und zupft an seiner weißen Weste herum und plättet mit fürsorglicher Hand ein Fältchen, das seine Aufmerksamkeit vorerst in Anspruch zu nehmen scheint. Dann erst erhebt er den Kopf und wendet sich seinen beiden Klienten wieder zu.

„Das kann doch Ihr Ernst nicht sein. Wir sind ja doch unter uns und brauchen kein Blatt vor den Mund zu nehmen, meine Herren.“

„Und im Tone sanften Vorwurfs fährt er fort: „Machen wir uns doch die Situation klar. . . . Sie schulden mir, der Eine wie der Andere, seit Langem schon Jeder an die dreißigttausend Francs. Sie haben mir als Gegenleistung dafür gute Kundenschaft zugeführt und ich bin weit entfernt davon, Sie an die Abtragung Ihrer Schulden zu mahnen. Wir wollen einen Strich durch die alte Rechnung machen, aber damit wollen wir es auch genug sein lassen. . . .“

Die beiden hohen Würdenträger sehen einander starr an und scheinen über die Massen verblüfft, ob der schrecklichen Erkenntniß ihrer beiderseitigen Nothlage. Einer hatte in seiner Bedrängniß Rettung von dem Anderen erhofft, und nun war es ihnen auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß ihre Lage eine verzweifelte Aehnlichkeit hatte.

Der Präsident ist der Erste, der seine Fassung wiedererlangt. „Das ist ja reizend,“ murmelt er, während er seinen Kopf wieder behaglich auf das Polster des Lehnstuhls bettet und in die Hände klatscht, als säße er im Theater und zollte einer Schauspielerin vergnüglichen Beifall. Er kreuzt die Beine, reckt sich ein wenig und zupft mit nervösen Fingern an der Schür seiner Schildpattpincenez.

„Köstlich, nicht wahr, Herr Minister? Da sitzen wir ja Beide recht hübsch in der Tinte und können vereint Trübsal blasen.“

„Erlauben Sie, mein Herr!“ schnarcht der also Apotrophirte, der sich stolz in die Brust wirft und sich ein Ansehen giebt, als wollte er die Luft, die zwischen dem überlegenen Hohn des Anderen und seiner eigenen würdigen Haltung besteht, mit dem ganzen funkelnden Gehänge von Ordenssternen und Medaillen anfüllen, das seinen Frack ziert. „Erlauben Sie. . . . ich erhebe feierlichen Einspruch. . . . ich muß mich entschieden dagegen verwahren. . . . Ihre Späße sind hier durchaus am falschen Platze. . . . Sie vergessen entschieden. . . .“

„Beruhigen Sie sich nur, mein Lieber! Außer Anquetin hört uns ja Niemand, und vor Dem brauchen wir doch keine Komödie zu spielen. . . . Wir sind nun einmal gründlich festgefahren, die großen Lebensarten ändern an dem traurigen Resultat nicht das Geringste. . . . In unserer gegenwärtigen Lage thun wir, glauben Sie mir, am besten, als praktische Leute nach einem Ausweg Ausschau zu halten, der uns aus dieser verzwickten Situation herausführt. Die Schwierigkeit, die es hier zu überwinden gilt, liegt in der Frage: giebt es ein Mittel, das uns die Zahlung der Summe, die wir nicht besitzen und die uns dieser Satansbraten Anquetin nicht vorstrecken will, erspart?“

Der Minister wie der Notar gaben durch zustimmendes Kopfnicken, das bei dem Ersieren nicht so energisch wie bei dem Letzteren ausfällt, zu erkennen, daß auch sie in der Beantwortung dieser Frage den Schwerpunkt dieser Sache erblickten.

„Nun, meine Herren, es giebt in der That ein solches Mittel,“ fährt Herr de Froulay fort, „es ist zwar etwas brutal, aber da wir nun einmal keine andere Wahl haben, würde es uns schlecht anstehen, sentimentale Betrachtungen anzustellen, die doch nur auf eitel Heuchelei hinauslaufen. Um das Ding ohne weitere Umschweife beim rechten Namen zu nennen: mein Mittel besteht darin, die betreffende Wittve während der Zeit, in der sie uns gefährlich werden könnte, von der Polizei einfach festsetzen zu lassen.“

„Ja, wenn ich offen sein soll, auch ich sehe kein anderes Mittel,“ brummte Anquetin mürrisch.

„Sehr wohl, mein Freund, dann haben Sie wohl auch die Liebeshörigkeit, in unserem Namen bei dem Polizeikommissar das Erforderliche zu veranlassen.“

„Gern,“ erwidert Anquetin nach kurzem Schwanken, „nur muß ich darauf halten, daß mich Jeder von Ihnen ansdrücklich zu dem Schritt ermächtigt. . . Schreiben Sie zwei Zeilen auf Ihre Visitenkarten des Inhalts, daß Sie den Herrn Kommissar ersuchen, Frau B. in Haft zu nehmen und zwei Tage hinter Schloß und Riegel zu halten. . .“

„Drei Tage würden am Ende zweckentsprechender sein,“ bemerkt der Herr Minister sanft.

„Meinetwegen auch drei. Die Neuwermählten reisen doch morgen nach Schottland ab?“

„Ja!“

„Sorgen Sie dafür, daß das junge Paar vor zwei Monaten nicht zurückkehrt. . . Es versteht sich, daß die Frau nicht gerade in rofiger Laune sein wird, wenn sie erst wieder herans ist.“

„Ich nehme es auf mich, meiner Tochter in

wenigen Worten die Situation zu erklären,“ floß es wie Honiglein von den Lippen des Ministers. „Henriette wird ohne Weiteres verstehen, ich zweifle keinen Augenblick daran.“

Vor dem hochragenden Portal des Domes staut sich die Fluth prächtiger Karossen. Die Gänge stampfen, bäumen und beißen ungeduldig in's Zaumzeug. Die Luft erfüllt das Geläut der Glocken, die ihre fröhliche Stimme erheben, obwohl die Zeremonie noch nicht begonnen hat.

Herr Anquetin schreitet in tadelloser Toilette, die stattlichen Glieder in einen kostbaren Pelz gehüllt, unruhig auf und ab. Er erwartet seine Auftragsgeber.

Das laute Geklapper der Pferdehufe auf dem Pflaster verkündet das Nahen des Brautzugs. Im schlanken Trabe rollen die ehrwürdigen, schwerfälligen Staatswagen mit den silbernen Laternen heran. Dem ersten entsteigen zwei ältere Herren, der Präsident de Froulay und der Staatsminister. Ohne sich weiter um ihre Damen zu kümmern, eilen sie hastigen Schrittes auf den Notar zu und fragen in erregtem Flüsterton: „Nun, Anquetin, ist die Sache geordnet?“

„Alles in bester Ordnung! Sie sitzt bereits hinter Schloß und Riegel!“

Einen Augenblick herrscht in der Gruppe ein peinliches Stillschweigen.

„Ich will hoffen, daß sich die Sache ohne allzu großes Aufsehen bewerkstelligen ließ,“ läßt sich endlich der Herr Minister mit einem leichten, verlegenen Hüpfeln vernehmen.

„Na, so ganz ohne Weiteres ging die Sache

freilich nicht ab. Es gab einen recht bösen Antritt, als die Beamten sich anschickten, die Person abzuführen. . .“

Herr Anquetin kann nicht weiter reden. Die behäbige Frau de Froulay raucht in der stolzen Pracht ihrer kostbaren Seidenrobe heran und fragt ängstlich: „Was haben Sie denn so Wichtiges zu besprechen, meine Herren? Hoffentlich nichts Unangenehmes?“

„Ganz und garnicht, meine Gnädige! Ich sagte nur, daß Widor eben die Dugel probirt hat und seinem Entzücken über das schöne Instrument begeisterten Ausdruck gegeben hat.“

„So? Das ist mir lieb. . . O, ich kann nicht sagen, wie glücklich mich dieser Tag macht. . . Von allen Seiten beglückwünscht man mich zu der Verbindung und bezeugt mir schmeichelhafteste Anerkennung!“

Gilgen Laufs nähert sich gerade in dem Augenblick ein Telegraphenbote, eine Depesche in der erhobenen Rechten. Mit feuchtschimmernden Augen hält die Frau Präsidentin das blaue Formular in der Hand, deren vor Erregung zitternde Finger sich vergeblich bemühen, den verpackten Verschluss zu öffnen. Endlich ist sie damit glücklich zu Stande gekommen. Sie liest, und ein überfelliger Ausdruck glückstrahlender Zufriedenheit verklärt das Gesicht der würdigen Dame. Die übergroße Freude droht sie zu ersticken und verhindert sie, ihrem Blick Worte zu verleihen.

„Von wem ist es denn, liebe, gnädige Frau? Etwa vom Marschall-Präsidenten?“

„Mehr als das, meine Herren! Es ist der Segen des Heiligen Vaters!“ —

Feuilleton.

Abschied.

In den Baumkamm gelehnt
Blickst Du hinaus in die glänzende Nacht.
Der Mondschein krönt
Deine schwarzen Seidenlocken
Mit bläulichem Licht.
Dicht
Und sacht
Fallen die schimmernden Blütenflocken.

Und nun starrst Du mich an:
Müde und schwarzumrandert Dein Blick. . .
Ich weiß! es kann
Keine Bettelworte sagen
Dein juckender Mund. —
Wund
Liegst Glück
Dir und Glauben. — Ich hab's verschlagen!

Leb' wohl! — Zum letzten Mal
Hatte ich Deine Hand. . . „Dann bin ich allein. . .“
In wilder Qual
Schrei' ich laut den lieben Namen. . .
Du bleibst Dich nicht um.
Stumm
Waldein
Geht Du den Pfad, den so oft wir kamen. —

Heber den Weg fällt quer
Dein Schatten, — weiß umfluthet vom Licht, —
Vom Dorfe her
Differn dumpf die Kirchenglocken
Durch die stille Nacht. . .
Sacht
Und dacht
Fallen die schimmernden Blütenflocken. —

Ludwig Keffen.

Bei den Spülgräben. Nicht weit von der Stadt zweigt sich der Mühlgraben vom Fluße ab. Ein malerisch schöner Weg führt an seinen Ufern entlang. Hohe Rüstern stehen dicht am Wasser und fassen auch den Fahrweg ein,

der sich am anderen Ufer hinzieht. In ihrem düsteren Aussehen geben sie dem Wilde seinen Charakter, und die wohlthuende Kühle in ihrem Schatten macht den Weg an heißen Sommertagen zu einem beliebten Erholungsort. Heute giebt es ein anderes Bild; die sonst so stillen Ufer sind ein Schauplay der Arbeit. Auf kleinen Handwagen, mit großen Tragen, in kleinen Körben wird frische Wäsche von der Stadt herangebracht, damit sie in dem ziehenden Wasser des Mühlgrabens noch einmal gehörig durchgespült werde. In allen Arten ihrer Beschäftigung sind die fleißigen Wäscherinnen dargestellt. Unten am Graben, auf dem niedrigen Brett dicht über dem Wasser, knien die Ginen, nehmen aus den Körben einzelne Stücke und schwenken sie im Wasser hin und her. Die gespülte Wäsche wird dann ausgerungen. Unser Bild zeigt die aufricht stehende Frau bei dieser Arbeit. Andere sind fertig und wollen eben gehen, wieder Andere kommen gerade an. Sogar das Töchterchen, kaum zwei Jahre alt, glaubt mithelfen zu müssen und „puffelt“ eifrig an der Wäsche im Korbe herum. —

Die älteste Schifffahrt. Nach dem Stande der Forschung muß angenommen werden, daß das Schiff an verschiedenen Stellen der Erde erfunden wurde, und daß zu den ältesten Benutzern dieses Transportmittels die Babylonier und Ägypter gehörten, die bereits frühzeitig zur Fortbewegung ihrer Schiffe sowohl das Ruder als das Segel benutzten und durch zwei oder mehrere schaufelförmige Ruder eine Steuerung bewirkten. Curt Merkel bildet in seinem neuen Buch „Die Ingenieurtechnik im Alterthum“ (Berlin, Julius Springer), dem wir diese Ausführungen entnehmen, nach den bei Theben gefundenen Steinornamenten ein Rilschiff ab, das bereits einen Mastbaum mit einem großen Segel sowie Takelage besitzt und von fünfzehn Rudern auf jeder Seite fortbewegt wird. Das Steuern geschah bei allen größeren Schiffen durch zwei auf beiden Seiten des Schiffshintertheils angebrachte breite Schaufelruder; doch ist es erwiesen, daß die Ägypter auch schon ein am Stern angebrachtes Steuer besaßen.

Die ältesten Nachrichten über den Flußverkehr beziehen sich auf die Flüsse Babyloniens und auf den Nil. Der Nil wurde zweifellos in der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. mit Last- und später auch mit Kriegsschiffen befahren. Aus der Zeit des Königs Mer-en-ra, Sohn des Königs Pepi (6. Dynastie), wird berichtet, daß sein Statthalter von Oberägypten für den Steintransport, der von Syene aus geschah, sechs breite Schiffe, drei Flöße und ein mit Kriegern besetztes Schiff hatte. Niemals hatte sich solches begeben, daß die Insassen weder im Lande Abbat, noch die in der Elefantenthiere ein Schiff für Krieger gezimmert hatten in den Zeiten der alten Könige, welche früher herrschten. Ein bei Gelegenheit der Eroberung Nubiens durch einen König

der 12. Dynastie, Murtesen III. (2220 v. Chr.) gesetzter Grundstein giebt durch seine Aufschrift Zeugnis davon, daß damals der Nil bereits gewohnheitsmäßig mit Schiffen für den Waarentransport befahren wurde. Es heißt auf demselben: „Mein Vater darf diese Grenze überschreiten in Schiffen, außer wenn sie beladen sind mit Rindern, Ziegeln und Feln, die den Negern gehören.“ Die Leichtigkeit der Wasserbindung mußte naturgemäß einen großen Schiffsverkehr im Gefolge haben; Herodot berichtet in der That von einer ausgedehnten Flußschifffahrt. Die Nilchiffer bildeten eine eigene Klasse. Außerordentlich groß war die Zahl der Barken und Lastschiffe, die den Nil bedeckten. Die Fahrt von Syene bis zum Meere dauerte 12 Tage. Auf dem Wasserwege wurden auch zahlreiche der kolossalen Steine, darunter ein kleiner Tempel von 21 Ellen Länge, 14 Ellen Höhe und 8 Ellen Breite transportirt. Dieser Monolith gelangte in 3 Jahren mit Hilfe von 2000 Schiffen von Elephantine nach Saïs. Zur Ueberchwemmungszeit erlangte die Schifffahrt eine noch größere Bedeutung. Zu dieser Zeit v. gannen die festlichen Wallfahrten; mit Gesang und Musik führen die Schiffszüge von Stadt zu Stadt durch das ganze Land. Hunderttausende von Ägyptern, Männer und Frauen, schwammen dann in Schiffen auf dem Wasser.

In Alt-Babylonien, in dem Lande Akkad und Sumer, machte die Steinarmuth des Landes die Lieferung dieses Materials aus dem Auslande, wahrscheinlich aus Arabien, nöthig. Man ist daher der Ansicht, daß bereits um die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. im persischen Meerbusen und auf den anschließenden Strömen Euphrat und Tigris, Schifffahrt stattgefunden habe. Eine umfassende Benutzung der Wasserstraßen trat jedenfalls ein, als der König Chammur-ragas Babylon zur Reichshauptstadt machte. Nach der um 2000 v. Chr. verfaßten und auf 42 Tafeln niedergeschriebenen Izdubar-Legende war man mit dem Bau kleiner Wasserfahrzeuge und deren Ventung bekannt; es wird sogar von einem in Abtheilungen zerlegbaren und in seinen Fugen mit Erbsen kalfaterten Schiff gesprochen. Seit dem Ende des zweiten Jahrtausend bediente man sich auch löcherförmiger, aus Flechtwerk hergestellter, mit Häuten überzogener Fahrzeuge. Zur Zeit Sargon's und seines Sohnes Samberich gab es Langboote von nicht sehr beträchtlicher Größe, die sehr einfach gebaut waren. Aus dem 8. Jahrhundert stammende Abbildungen zeigen auch Schiffe mit Masten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.